

SONNTAGSPREDIGT ÜBER LUKAS 12,13–21

Matthias Loerbroks

Es hat keinen Sinn, Jesus zu sagen, was er sagen soll, was er anderen sagen soll. Zwei Kapitel vor unserem Text besucht Jesus zwei Schwestern, und die eine baut sich vor ihm auf: Sage doch meiner Schwester ... Hier sind es zwei Brüder, die ebenfalls nicht sehr einträchtig beieinander wohnen: Sage doch meinem Bruder. Jesus reagiert gereizt: Mensch, wer hat mich zum Richter über euch eingesetzt? Nicht die Schroffheit dieser Frage ist verstörend, sondern ihr Inhalt, denn wir glauben ja tatsächlich, Gott habe seinen Sohn zum Richter über uns eingesetzt, und verbinden damit die Hoffnung, dass der Menschensohn, der unsere Unmenschlichkeit am eigenen Leibe erlitten hat, ein menschlicher, ein gnädiger Richter sein wird: einer, der die verkehrte und verrückte Welt zu Recht bringt.

Doch gerade darum lässt er sich nicht einspannen, nicht vor unseren Karren zwingen, nicht instrumentalisieren. Wer sehr genau weiß, was Jesus sagen müsste, was er anderen sagen sollte – und wir kennen ja Fürbittengebete, in denen auch Gott dazu aufgefordert wird, anderen etwas klar zu machen, was uns längst klar ist –, ist begreiflicherweise nicht sehr neugierig darauf, was er wirklich sagt. Jesus sagt lieber selbst und mit eigenen Worten, was er zu sagen hat. Das tut er auch in unserer Geschichte und das tut er, wie wir hoffen, auch heute und hier.

Bei den beiden Schwestern ging es um die Aufteilung von Arbeit, hier, bei den beiden Brüdern geht es darum, ein Erbe zu teilen. Da klingt das an, was wir hier in der Bibelwoche versuchen: unser Erbe teilen. Alle Teilnehmer, nicht nur die *resource persons*, holen aus ihrem Schatz Altes und Neues hervor, um es mit anderen zu teilen. Freilich hat das Wort Teilen im Zeitalter der angeblich sozialen, oft aber ganz asozialen Medien eine neue Bedeutung bekommen. Wer da etwas teilt, erleidet keinen Verlust, muss nicht vom Eigenen zugunsten Anderer etwas abgeben, sondern organisiert und erlebt eine wundersame Vermehrung seiner Sachen. Im Materiellen aber ist es nach wie vor so: wer mit Anderen teilt, gibt etwas vom Eigenen ab und weg. Das zeigen gerade die Diskussionen darüber, was getan werden muss, wenn Viele sich Strom, Heizung, zunehmend auch Nahrungsmittel nicht mehr leisten können.

Jesus warnt vor Habsucht, und wir haben vorhin aus dem Kolosserbrief gehört, dass es sich bei Habgier um Götzendienst handelt. Das erklärt den alarmierten und alarmierenden Ton der Warnung. Seht zu! Hütet euch! Das klingt nicht wie die auf- und abgeklärte Weisheit eines weltfremden, weltflüchtigen Asketen. Jesus kennt unsere Gefährdung durch eine gewaltige Macht, einen Gegengott. Martin Luther hat in seinem Großen Katechismus das, was uns in unserem Leben das wichtigste ist, als Gott definiert: ein Gott heißt das, dazu man sich versehen soll alles Guten und Zuflucht haben in allen Nöten. Es ist mancher, der meint, er habe Gott und alles genug, wenn er Geld und Gut hat, verlässt und brüstet sich darauf so steif und sicher, dass er auf niemanden et-

was gibt. Der hat auch einen Gott, der heißt Mammon, das ist Geld und Gut, darauf er all sein Herz setzt. Das ist, befand Luther schon vor fünfhundert Jahren, der am meisten verbreitete Gott.

Gibt es auch so etwas wie geistige und geistliche Habgier? Ich bin immer etwas irritiert, wenn Christen versichern, das Gespräch mit Juden habe ihren Glauben keineswegs erschüttert, sondern bereichert. Bereichert? Vor kurzem ist der Neutestamentler Peter von der Osten-Sacken gestorben, der sich wie nur wenige seiner Zunft am christlich-jüdischen Gespräch beteiligt hat. Eine seiner frühen Einsichten in diesem Gespräch hat ihn sogleich berühmt und berüchtigt gemacht. Er hatte gefordert, Christen und Kirchen sollten „christologischen Besitzverzicht“ leisten. Nun bin ich nicht sicher, ob Christologie etwas ist, was man besitzt. Jesus selbst entzieht sich hier ja gerade seiner Inbesitznahme – und nicht nur hier. Doch die heftige Reaktion auf Osten-Sacken zeigte, dass er einen wunden und damit den springenden Punkt getroffen hatte. Auch für das christliche Erbe gilt: aufheben hat seine Zeit, wegwerfen hat seine Zeit. Die Beobachtung Jesu: „niemand hat Leben aus seinem Besitz“ gilt jedenfalls für geistigen wie für materiellen Besitz. Beides ist ohnehin nicht klar zu trennen in einem Land, in dem die Erben der Arisierungsgewinnler neben denen leben, deren Vorfahren alles genommen wurde.

Wenn Jesus vor Habgier warnt, spricht er nicht nur als Prophet, der Götzendienst bekämpft, sondern er redet zugleich als Seelsorger. Er erzählt eine Geschichte, in der „Seele“ das Hauptwort ist. Er sagt nicht, welchem der Brüder sie gilt, er erzählt sie allen, uns auch.

Das Land eines reichen Mannes hat gut getragen – das ist biblisch Inbegriff von Segen. Doch der reiche Mann ist nicht reich an Beziehungen zu anderen Menschen, sondern einsam, redet mangels anderer Gesprächspartner mit sich selbst, fragt sich: was soll ich tun?, und antwortet sich: das will ich tun. Auch wenn gute Ernte buchstäblich naturwüchsig klingt, nur mit natürlichen Dingen wird es nicht zugegangen sein, auch mit gesellschaftlichen: er hat sie ja nicht allein eingebracht, da werden andere mit-, werden für ihn gearbeitet haben. Es geht also in dieser Geschichte auch um das, was lange nach Jesus ein anderer großer Sohn seines Volkes den Widerspruch zwischen gesellschaftlicher Produktion und privater Aneignung genannt hat. Das zeigt sich daran, dass er nicht nur von Getreide, sondern auch von Gütern redet, von Handelsgütern, von Waren. Darum braucht er auch neue, größere Scheunen, damit er es sich leisten kann, erst dann zu verkaufen, wenn ein für ihn günstiger Preis zu erzielen ist. Dann wird er, so kündigt er im Selbstgespräch ein weiteres Selbstgespräch an, zu seiner Seele sagen: liebe Seele, du hast viele Güter für viele Jahre; gönne dir Ruhe, iss, trink, sei fröhlich. Nun ist auch biblisch nichts einzuwenden gegen die Selbstaufforderung zu essen, zu trinken, fröhlich zu sein. Am Ende der großen Liste, Kohelet 3, was alles seine Zeit hat, heißt es: da merkte ich, dass es nichts Besseres gibt als fröhlich sein und sich gütlich tun in seinem Leben. Denn ein Mensch, der isst und trinkt und hat guten Mut bei all seinen Mühen, das ist eine Gabe Gottes. Und so ließe sich das Gespräch mit der eigenen Seele auch anders denken, etwa: Lobe den HERRN, meine Seele, und was in mir ist seinen heiligen Namen; lobe den HERRN, meine Seele, und vergiss nicht, was er dir Gutes getan hat. Hier aber sind es die privat angeeigneten Güter, die dem reichen Mann geradezu eschatologisch ewige Ruhe verheißen – seine Seele hat und soll vergessen, was der HERR ihr Gutes getan hat. Das aber gelingt nicht, denn der Vergessene und Verdrängte meldet sich nun selbst zu Wort, und das Gespräch hört auf, ein Selbstgespräch zu sein.

Du Narr, sagt Gott, und dieses Wort hat in der Bibel eine ganz andere Bedeutung als im heutigen Sprachgebrauch, eine ernstere. Auch wer das, was im Rheinland und anderen von Berlin aus ferneren Ländern als närrisches Treiben gilt, nicht so umwerfend komisch findet wie offenbar die Beteiligten, hört doch in diesem Wort eher etwas Drolliges, Harmloses, weiß vielleicht auch, dass in Shakespeares Stücken und wohl auch in der Wirklichkeit die Hofnarren Leute sind, die listig hinterlistig maskiert den Thronenden die Wahrheit sagten, und wird jedenfalls denen die Sympathie nicht versagen, die in etwas, erst recht: die in jemanden vernarrt sind.

Anders in der Bibel. Die Narren, die Toren sind diejenigen, die in ihrem Herzen sagen: es ist kein Gott, und entsprechend töricht handeln. Das gilt in der Bibel nicht als besonders nüchtern aufgeklärt, sondern als ignorant, weil ein wichtiger Aspekt aller Wirklichkeit ignoriert, verdrängt wird: unrealistisch, illusionär, dumm. Karl Barth hat darum in seiner Dogmatik Dummheit eine Grundform der Sünde genannt.

Statt himmlischer Ruhe im ewigen Licht kündigt Gott eine finstere Nacht an und greift dabei das Wort Seele auf: in dieser Nacht wird man deine Seele von dir fordern. Er macht damit den reichen Mann darauf aufmerksam, dass wir alle sterben müssen und den Zeitpunkt unseres Todes nicht kennen, um so aus dem dummen Mann einen klugen zu machen: einen, der lernt, seine Tage zu zählen, und so ein weises Herz bekommt. Er sagt freilich nicht, wer ihm die Seele abfordern wird: ob er selbst das tun wird oder ob die Ausgebeuteten ihn ausschalten werden, um das Privatisierte zu sozialisieren. Jedenfalls bringt er andere Interessenten ins Spiel, deutet in Frageform einen Besitzerwechsel an: was du da bereitgelegt hast – wem wird es gehören?

Jesus kommentiert seine Geschichte: so ist es mit dem, der sich Schätze sammelt und ist nicht reich bei Gott. Er stellt dem Reichtum des Privatiers einen anderen Reichtum gegenüber. Reich bei Gott – das meint natürlich nicht, dass wir mit unserem Tun bei Gott eine Art Guthaben deponieren können, von dem wir dann, sagen wir: zu gegebener Zeit, leben, es uns endlich gut gehen lassen können. Das wäre ja die Eschatologie des reichen, aber dummen Mannes, nur verlängert ins Metaphysische. Reich bei Gott – wir können auch übersetzen: reich in Gott –, das meint: beziehungsreich. Denn Gott, dieser Gott, ist ein Beziehungswesen. Schon im ersten Kapitel der Bibel lernen wir: ein Einzelmensch ist noch nicht Bild und Gleichnis Gottes – erst Mann und Frau, Mensch und Mitmensch, die Gemeinschaft von Verschiedenen sind es. Es ist uns gut, wenn unser Selbstgespräch – und das kann auch ein kollektives Selbstgespräch sein – unterbrochen wird, auch wenn, vielleicht gerade wenn das stört und verstört. In unserer Geschichte macht Gott sich zum Sprachrohr derer, die im Selbstgespräch des reichen Mannes naturgemäß nicht zu Wort kommen. Umgekehrt kann in den Einreden und Einsprüchen störender Mitmenschen Gottes Stimme zu hören sein. Haben dann, entgegen meiner instinktiven Irritation, doch meine Mitchristen recht, die sagen: das Gespräch mit Juden bereichert meinen Glauben? Es kommt halt darauf an, ob es sich da um geistliche Habgier handelt, darum, Schätze zu sammeln, Glänzendes einzusacken. Wir hörten die Klage Kohelets: da gibt es Menschen, die sich abmühen um Weisheit und Erkenntnis. Und dann müssen sie das so mühsam Erarbeitete denjenigen geben, ihnen jedenfalls Anteil daran geben, die sich diese Mühe nie gemacht haben. Das ist *hāwāl*, sagt Kohelet: sinnlos, absurd. Nur wenn wir gemeinsam ackern, werden wir reich bei Gott. Dann werden wir uns gemeinsam vor ihm freuen, wie man sich freut bei der Ernte, wie man fröhlich ist beim Beuteverteilen – also beim Teilen.

Amen.

Gefördert durch:



Bundesministerium
des Innern, für Bau
und Heimat

EVANGELISCH-LUTHERISCHE
LANDESKIRCHE HANNOVERS



Bistum
Osnabrück

aufgrund eines Beschlusses
des Deutschen Bundestages